

Zeitschrift: Tsantsa : Zeitschrift der Schweizerischen Ethnologischen Gesellschaft
= revue de la Société suisse d'ethnologie = rivista della Società svizzera
d'etnologia

Herausgeber: Schweizerische Ethnologische Gesellschaft

Band: 12 (2007)

Artikel: In anderen Umständen : Einleitung = Maternités extra-ordinaires :
introduction

Autor: Walentowitz, Saskia

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007367>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

IN ANDEREN UMSTÄNDEN

EINLEITUNG

SASKIA WALENTOWITZ

Was soll man unter einer «ausser-gewöhnlichen» Schwangerschaft verstehen, wo sich doch schon eine «gewöhnliche» Schwangere «in anderen Umständen» befindet?¹ Die Sozialwissenschaften geben auf diese Frage kaum eine Antwort, schon zumal sie sich bislang nur wenig für die persönlichen Erfahrungen werdender Mütter interessieren. Sie folgen in ihren Ansätzen eher der Objektivierung von Schwangerschaft durch ihre Medikalisierung – ungeachtet der Tatsache, dass die «somatische Wahrheit» der Schwangerschaft vor der frühen Aufspürung des Hormons HCG einzig bei der Wahrnehmung der Frauen lag und, in Abwesenheit medizinischer Test, auch heute noch liegt (Duden 2002)². Anstelle der Erfahrungen und Empfindungen der Mütter (sowie der Väter) thematisieren Sozialanthropologen in der Mehrheit die unterschiedlichen gesellschaftlichen Haltungen gegenüber Schwangeren und Gebärenden, welche überall in der Welt einer Vielzahl von Nahrungs- bzw. Sexualtabus und anderen Verhaltens-

einschränkungen unterliegen (Bartoli 1998). Gemäss einer in den verschiedensten Kulturen häufig zu findenden Ansicht verstossen Frauen «in anderen Umständen» nahezu *per definition* gegen gesellschaftliche Normen – vom Heisshunger auf unrechte Nahrungsmittel bis hin zum Verbrechen (Delaisi de Parseval und Lallemand 2001). Fast ist es, als ob sich das Verhalten einer Frau ohne monatliche Regel zwangsläufig dereguliere (ibid.: 92).

VERNACHLÄSSIGTE MUTTERSCHAFTEN

Angesichts eines Zustands, der mit wenigen Ausnahmen³ der sozialen Logik zu entgleiten scheint, definiert jede Gesellschaft Normen um ihre Reproduktion zu garantieren. Es böte sich eigentlich an, diese Reproduktion aus dem Blickwinkel der als «ausserhalb der Norm» geltenden Mutterschaften⁴ zu betrachten, um die soziale Konstruktion

¹ Ein besonderer Dank gilt Catherine Legrand-Séville für ihre wertvolle Unterstützung bei der Zusammenstellung dieses Dossiers und den Gedankenaustausch bei der Vorbereitung dieser Einleitung.

² Die bibliographischen Referenzen befinden sich am Ende des französischen Artikels.

³ Die Tuareggemeinschaft beispielsweise teilt diese Auffassung der schwangeren Frau nicht und schreibt deren spezifische Begehren dem Fötus zu. Diesen Begehren nicht nachzukommen könnte dessen Unversehrtheit bedrohen: denn der Fötus besitzt eine Seele, die es ihm erlaubt Verlangen und Emotionen zu spüren, ohne dass er jedoch schon fähig wäre diese Gefühle zu beherrschen (Walentowitz 2004).

⁴ Wir sprechen hier von «Mutterschaft», da dieser Terminus sowohl in der französischen als auch in der deutschen Sprache unterschiedliche Momente und Aspekte der Reproduktion umfasst. Der Ausdruck «Reproduktion» wird dahingegen den untrennbaren körperlichen, symbolischen und sozialen

menschlicher Fortpflanzung in unterschiedlichen kulturellen und historischen Kontexten zu analysieren. Allerdings sind die Sozialwissenschaften diesen Weg bisher kaum gegangen⁵. Erst kürzlich haben sich führende Spezialisten der Reproduktion, vorwiegend aus dem englischsprachigen Raum, in drei Konferenzen (1999, 2002 und 2005) rund um dieses Thema zusammen gefunden. Wie unter anderem schon der Titel *Reproductive Disruptions: Childlessness, Adoption and Other Reproductive Complexities*⁶ der letzten Tagung besagt, beschäftigten sich diese Tagungen hauptsächlich mit Themen wie Abtreibung, Fehlgeburt, Kindstod, sowie Unfruchtbarkeit und ihren «Heilmitteln»⁷, als gäbe es zur perfekten Geburt nur das Gegenstück der Ungeburt.

Sicherlich stellt der glückliche Ausgang einer Schwangerschaft für alle Eltern und ihre Umgebung ein zentrales Anliegen dar. Um ein neues Mitglied in das soziale Leben einschreiben zu können, muss es erst einmal am Leben sein. Dies gilt umso mehr, als dass die Schwangerschaft und die Geburt in vielen Teilen der Welt nach wie vor eine lebensbedrohliche Angelegenheit ist, wie früher in unserer eigenen Gesellschaft. Fortpflanzung findet nirgendwo ohne Risiko statt; und so ist es wichtig, auch Studien zu bisher wenig beachteten Themen, wie z.B. dem Kindstod, zu erstellen (Legrand-Sébille, Morel und Zonabend 1998). Wie steht es jedoch mit Mutterschaften am Rande oder ausserhalb des Rahmens, den eine jede Gesellschaft ihr steckt? Solche Mutterschaften werden meist stigmatisiert, sind jedoch nicht in dem Sinne marginal, als dass sie in jeder Gesellschaft mehr oder weniger häufig vorkommen. Sie rühren in erster Linie von Norm-Überschreitungen im Bereich der Zeugung, wie beispielsweise inzes-

tuöse Schwangerschaften oder solche, die aus illegitimen, wie un- oder ausserehelichen Beziehungen hervorgehen. Ganz allgemein handelt es sich um Schwangerschaften von Frauen, die auf moralischer, sozialer oder physischer Ebene nicht dem Bild der «idealen Mutter» entsprechen. Man stuft die werdende Mutter etwa als «zu jung» oder «zu alt» ein gegenüber einem Bild von «Frauen im fortpflanzungspflichtigen Alter», welches nicht unbedingt mit dem Alter der Fortpflanzungsfähigkeit übereinstimmt. Andere Schwangere leiden unter einer schweren Krankheit, die, wie HIV, auf das Kind übertragbar sein kann, oder leben mit einer Behinderung, die das eugenische Denken für vererbbar hält, auch wenn sie es nicht ist. Andere Frauen wiederum – und bisweilen zählt man sie zu einer der bereits genannten Kategorien – leben in prekären Situationen, die es ihnen gemäss eines gängigen Vorteils nach nicht erlauben, ein Kind so zu versorgen, wie es sich gebührt. Frauen, die sich am unteren Ende der sozialen Leiter befinden, werden nicht selten verdächtigt, die Gesundheit ihres Kindes durch Alkohol-, Tabak bzw. anderen Drogenmissbrauch zu gefährden und sich der Schwangerschaftsvorsorge zu entziehen. In einem Land wie Frankreich gilt eine Schwangerschaft schon dann als «unzulänglich betreut», wenn die erste Ultraschalluntersuchung erst nach dem dritten Monat erfolgt. In einem solchen Fall spricht das Gesundheitspersonal sogar von «Fötusmisshandlung» (Goyaux 1998). Mit der von den staatlichen Sozial- und Krankenversicherungskassen etablierten Registrierungs- und ärztlichen Betreuungspflicht der Schwangerschaft wird jede zukünftige Mutter verdächtigt, um so mehr diejenigen Frauen, die keinem sozial favorisierten Milieu angehören.

⁴ Fortsetzung Dimensionen der Menschwerdung überhaupt nicht gerecht. Laut Françoise Thébaud bezeichnet das französische Wort *maternité* (Mutterschaft) «gleichzeitig das Austragen und auf die Welt Bringen eines Kindes, den Ort (Spital) an dem die Geburten stattfinden, die (materielle und affektive) Beziehung zu Kindern, die in einem Verwandtschaftsnetz eingebunden sind, sowie ein Kunstwerk, das eine Mutter mit Kind darstellt» (2005:9). Mangels eines treffenderen Wortes benutzen wir in diesem Einleitungstext den Ausdruck «Mutterschaft» als eine simultan soziale und biologische Tatsache, welche sich, je nach Kontext, auf unterschiedliche Momente und Aspekte der weiblichen Reproduktion bezieht. Das Wort «Schwangerschaft» beruft sich spezifischer auf den Prozess der Gestation, der ebenfalls immer auch kulturell konstruiert ist, selbst wenn das Alltagsverständnis darin vor allem einen physiologischen Prozess sieht. Dass die biologische Dimension in den westlichen Gesellschaften im Vordergrund der Betrachtung steht, spiegelt sich in der Sprache, welche folglich die Redaktion und die Lektüre dieses Textes beeinflusst. Die meisten Beiträge handeln von der Schwangerschaft und von der Beziehung zwischen den (werdenden) Müttern und ihrem familiären bzw. sozialmedizinischen Umfeld. Die Väter stehen dabei wenig zur Debatte, was ebenfalls die Wahl des Terminus «Mutterschaft» rechtfertigt.

⁵ Siehe die Dissertation der Sozialanthropologin Catherine Legrand-Sébille (1999) bezüglich einer *maison maternelle* im Norden Frankreichs, in der Frauen ihre Kinder, die ausserehelichen oder inzestuösen Beziehungen entsprungen waren, anonym auf die Welt bringen konnten. F. Zonabend (1999) hat ein Dossier mit dem Titel *Naissances en marge* herausgegeben, welches diese Thematik, im Gegensatz zum gegenwärtigen Dossier, von der Perspektive der abgegebenen oder adoptierten Kinder sowie deren problematischen sozialen Einbindung in Form von Verwandtschaft aus betrachtet.

⁶ Betrefts dieser Tagung des *Institute for Research on Women and Gender* der Universität Michigan siehe <http://www.umich.edu/~reprocon/index.htm>, Seite vom 01.08.2007.

⁷ Siehe auch die Spezialausgabe, die die Zeitschrift *Curare* im Anschluss dieser Tagung dem Thema *Reproductive Disruptions: Perspectives on African Contexts* gewidmet hat (Hörbst und Schuster 2006).

Auch wenn es darum geht das werdende Leben vor Tod oder Behinderung zu bewahren, so macht dieses Vorsorge-system letztendlich die Frauen für den Ausgang der Schwangerschaft verantwortlich. Die Haltung der medizinischen Zunft scheint hier dieselbe zu sein, die laut der französischen Anthropologin Françoise Héritier in fast allen Gesellschaften unfruchtbaren Frauen entgegengebracht wird: «Wenn es nur die Frauen sind, die Kinder austragen und gebären, sind sie auch die Alleinverantwortlichen für die Sterilität» (2002: 22). Im Zusammenspiel mit der sozialen Notwendigkeit der Inzestvermeidung erscheint ihr diese Asymmetrie zwischen den Geschlechtern bezüglich der Fortpflanzung der Grundpfeiler der männlichen Vorherrschaft schlechthin, zu deren privilegierten Instrumentarien das Konzept der «schlechten Mutter» bzw. der «schlechten *Genitrix*» gehört. Dabei bezeichnet Héritier die weibliche Gebärfähigkeit als «skandalös», da Frauen im Gegensatz zu Männern nicht nur schlicht Kindern das Leben schenken, sondern gar im Stande sind, Kinder beider Geschlechts hervorzubringen.

Angesichts der Häufigkeit der expliziten und impliziten Anklage der (werdenden) Mütter ist das Schweigen der Sozialwissenschaften zu den als nicht konform angesehenen Mutterschaften erstaunlich. Fast scheint es, als herrsche gegenüber dem Unerhörten auch hier das Gesetz des Nicht-Gesagten. Dabei haben sich viele feministische Forscherinnen, meist aus dem angelsächsischen Raum, seit den siebziger Jahren für die Mutterschaft interessiert, vorrangig jedoch für die Mutterschaft als Institution (d.h. das Muttersein im Sinne von Kinder-Grossziehen). Galt zunächst die Mutterschaft als Ort der Unterdrückung schlechthin, wurde sie später, vor allem in sogenannten «traditionellen» Gesellschaften, auch als Quelle weiblicher Macht (O'Reilly, Porter und Short 2005) bzw. Gegenmacht (Ginsburg et Rapp 1991) entdeckt. In diesen Arbeiten ist jedoch kaum die Rede von den Erfahrungen der Schwanger- und Mutterschaft seitens Frauen, die aufgrund ihrer Fortpflanzungsfähigkeit stigmatisiert werden, oder eine schwierige bzw. eine «nicht normal» verlaufende Schwangerschaft erleben: Die Mehrzahl der historischen Studien beschäftigt sich mit der schamvollen Schwangerschaft der «ledigen Mütter», die

sich oft gezwungen sahen, ihr Kind abzugeben oder sich sogar des Infantizids schuldig zu machen. Anthropologen und Soziologen widmen sich ihrerseits der modernen Variante des Phänomens, das heisst den Teenagerschwangerschaften (cf. Ginsburg et Rapp 1991).

Um einige Hypothesen angesichts dieser Forschungslücke über die selbstverständlichen Fälle hinaus zu formulieren und die Beiträge des Dossiers, welche nur einige Formen dieser vernachlässigten Mutterschaften behandeln, vorzustellen, erscheint es sinnvoll, das vorliegende Dossier im weiteren Kontext der Anthropologie der Reproduktion zu verorten⁸. Als Titel haben wir den deutschen Ausdruck «in anderen Umständen» gewählt, bzw. sprechen wir in der französischen Version von «ausser-gewöhnlichen Mutterschaften» mit Bindestrich, um sowohl stigmatisierende als auch emische Konzepte im Zusammenhang mit vorherrschenden Normen zu vermeiden. Es erscheint uns zudem besonders wichtig aufzuzeigen, inwieweit sich diese Mutterschaften von den «gewöhnlichen» Mutterschaften unterscheiden oder nicht, und was sie uns über die soziale Konstruktion der Reproduktion lehren, inklusive ihrer «biologischen» Dimension, die es ebenso als Teil dieser Konstruktion zu hinterfragen gilt.

FÜR EINE ANTHROPOLOGIE DER PROKREATIVITÄT

Paola Tabet (1985) hat als eine der Ersten systematisch analysiert, wie in unterschiedlichen Gesellschaften die «natürliche Fruchtbarkeit» der Frauen in eine «erzwungene Reproduktion» verwandelt wird. Sie stellte dabei die in der ethnologischen Literatur oft kausal gedachte Verbindung zwischen der Unterdrückung der Frauen und dem biologischen Zwang der Fortpflanzung in Frage: «Eine derart statische und un-problematisierte Darstellung der Reproduktion (man trifft sie unter anderem in den Ausführungen zu den Beziehungen zwischen Männer und Frauen), das schwache theoretische Interesse, das die Ethnologie den Konzepten entgegenbringt, mit denen sich die Reproduktion denken lässt, sowie der Platz, der den sie betreffenden Tatsachen zukommt [...], alles läuft darauf hinaus, die Fortpflanzung als biologisches Ereignis erscheinen zu las-

⁸ Die Anthropologie der Reproduktion kann hier nur in ihren groben Linien dargestellt werden, indem wir uns hauptsächlich auf rezente Synthesen und vergleichende Analysen aus der englisch- und französischsprachigen Fachliteratur berufen. Im deutschsprachigen Raum ist die Anthropologie der Reproduktion, sowie im Übrigen die ihr assoziierte Verwandtschaftsanthropologie, zur Zeit nach wie vor marginal und folgt im Grossen und Ganzen den epistemologischen Entwicklungen der englischsprachigen Forschungswelt. Dies ist vielleicht einer der in Wirklichkeit schwer darzulegenden Gründe, weshalb der Beitragsaufruf für dieses Dossier im deutschsprachigen Raum wenig Resonanz gefunden hat. Zur Anthropologie der Reproduktionsmedizin in Deutschland siehe Hauser-Schäublin et al. 2001.

sen, das ausserhalb der sozialen Beziehungen existiert. So als beteilige sich die Gesellschaft daran *a posteriori*, in dem sie das Soziale in diesen spontanen Manifestationen des Natürlichen über Rituale reintegriert» (1985: 62).

In Frankreich hat sich die Anthropologie der Reproduktion seither vor allem im Rahmen einer *Anthropologie der frühen Kindheit* entwickelt, namentlich dank der Arbeiten von Doris Bonnet (1988) und Suzanne Lallemand (Lallemand und Journet 1991)⁹. Daneben bleiben spezifische Studien über die Mutterschaft im weiten Sinne eher eine Seltenheit, sowohl in der Anthropologie als auch der Geschichte. Die Historikerin Anne Hugon (2005) bemerkt für Afrika, dass die Anthropologen die Mutterschaft entweder im Blickwinkel der rituellen Vorstellungen und Praktiken oder aus der Perspektive der Verwandtschaftsanthropologie betrachten. Im englischsprachigen Raum hingegen hat sich die theoretische Auseinandersetzung mit der Reproduktion vor allem längs zweier thematischer Axen entwickelt: der Medikalisierung von Geburt und des Aufschwungs der reproduktionsmedizinischen Techniken in den westlichen Gesellschaften (Ginsburg und Rapp 1991). Wo die Medizin die Fortpflanzung auf ein rein biologisches Ereignis reduziert, haben die neuen Reproduktionstechnologien die biologischen Grundlagen derselben in Frage gestellt. Es ist in diesem Zusammenhang interessant festzustellen, dass die Sozialwissenschaften erst begannen, die Mutterschaft zu dekonstruieren, nachdem die soziale Konstruktion der biologischen Natur der Reproduktion auf die Spitze getrieben wurde, während dessen die medizinische Wissenschaft es ermöglichte dieselbe zu modifizieren. Hat etwa erst diese materielle Aufhebung der für den Westen typischen Dichotomie zwischen Natur und Kultur(en) (Descola 2005) ermöglicht, die Fortpflanzung «anders» zu erdenken?

Es ist im Rahmen dieser Einleitung nicht gegeben, den epistemologischen Zusammenhängen in Sachen Reproduktion zwischen den Medizin- und den Sozialwissenschaften nachzugehen. Betonen möchten wir jedoch an dieser Stelle, dass es keinesfalls selbstverständlich ist, dass wir fortan in einem Zeitalter *After Nature* (Strathern 1992) leben. In der Tat bemüht sich das französische Recht, um nur ein Beispiel zu nennen, die Spuren jeglichen tech-

nischen Eingriffs in die Mutterschaft zu verwischen. Letztere wird erst seit den Siebziger Jahren über die Geburt definiert, wodurch alle anderen Wege zur Mutterschaft in den Rang der rechtlichen Fiktion verbannt werden (Iacub 2004): Seither wird nicht mehr zwischen «ehelichen» und «unehelichen» Kindern unterschieden, sondern zwischen «biologischen» und «nicht biologischen» Kindern, namentlich im Falle von Adoptivkindern. Durch das Bemühen, die Illusion einer «natürlichen» Reproduktion aufrechtzuerhalten, könnte am Ende die Filiation selbst naturalisiert werden (Fassin 2002).

Es gibt mittlerweile eine Vielzahl von Studien, die sich mit sozialanthropologischen Fragestellungen zum Thema Reproduktion im Zeitalter der medizinisch assistierten Fortpflanzung auseinandersetzen. Sie unterstreichen allesamt die konzeptuellen Dilemmas, welche die Transformation der biologischen Dimension der Reproduktion entstehen lässt innerhalb von Gesellschaften, die sich auf der Basis der «Wahrheit der Natur» definieren. Wenn sich die Natur der Reproduktion verändert, heisst dies jedoch noch lange nicht, dass sich auch die soziale Konstruktion von Reproduktion modifiziert. Solch eine Annahme käme in der Tat der von P. Tabet (1985) in Frage gestellten Idee gleich, dass das Biologische ausserhalb der Gesellschaft existiert. Ist es in der letzteren, häufig angenommenen Perspektive verwunderlich, dass die oben genannten Studien bisher kaum zur Analyse der «gewöhnlichen» Mutterschaften, geschweige denn zu «ausser-gewöhnlichen» im Sinne dieses Dossiers beigetragen haben, eben zu solchen Mutterschaften, deren «Natur» *a priori* nicht modifiziert wird? Die Anthropologie der assistierten Reproduktion hat, in anderen Worten, noch nicht zu einer Dekonstruktion der Mutterschaft schlechthin, mit all ihren dynamischen Facetten, beigetragen. Im Übrigen wurde in der klassischen Anthropologie eher die Vaterschaft und ihre *incertitudes* debattiert, namentlich in der Polemik um die «virgin birth» der Trobriander, welche vor allem gezeigt hat, wie stark das naturwissenschaftliche Modell der Zeugung weiterhin der analytische Referenzpunkt der AnthropologInnen ist (Franklin 1997)¹⁰. Was die Mutterschaft angeht, hat die englischsprachige Anthropologie der Reproduktion bisher kaum nicht-europäische Feldforschungen inspiriert, mit einigen Ausnahmen wie die Studien von

⁹ Siehe auch die Ausgabe des *Journal des Africanistes*, die der «Kindheit im traditionellen Milieu Afrikas» (1981) gewidmet wurde, sowie die Synthese von Pierre Erny (1988), *Les premiers pas dans la vie de l'enfant en Afrique Noire*.

¹⁰ Siehe auch den Artikel von N.-C. Mathieu (1991) bezüglich des Nicht-Anerkennens der kulturellen Aspekte der Mutterschaft, welche auf die Seite des Biologischen geschoben wird, während die Vaterschaft dahingegen sofort immer als soziale Konstruktion betrachtet wird.

Inhorn (2003) in Ägypten und die von Kahn (2000) in Israel, das heisst in Ländern, in denen ebenfalls moderne Reproduktionsmedizin praktiziert wird. In den so genannten Entwicklungsländern hat sich die Anthropologie mehr der reproduktiven und kindlichen Gesundheit hingewendet (Tremayne 2001), diesmal unter Ausschluss der Väter. Im Bereich der reproduktiven Gesundheit hat sie wertvolle Beiträge geleistet, beispielsweise zu den emischen Vorstellungen von den Risiken der Geburt (Roth Allen 2004). Die Globalisierung biomedizinischer, durch die *policies* der Gesundheitsministerien institutionalisierter Normen bezüglich Schwangerschaftsvorsorge und Geburtshilfe hat ebenfalls den kritischen Blick auf die Medikalisierung und ihr «autoritäres Wissen» (Davis-Floyd et Sargent 1997; Jordan 1993; Sargent 1989) geschärft. Die globale Tendenz zur Biologisierung der Mutterschaft fördert jedoch nicht die Analyse der Fortpflanzungsfähigkeiten der Frauen (und der Männer) sowie der Elternschaft als soziales Konstrukt, auch wenn die oben genannten Arbeiten die Verankerung der Mutterschaft in allen Bereichen des sozialen Lebens klar aufzeigen. Diese entgegen gesetzten Entwicklungen der Anthropologie der Reproduktion hin zu einer Anthropologie der reproduktiven Gesundheit in aussereuropäischen Gesellschaften einerseits und einer Anthropologie der Reproduktionsmedizin in euro-amerikanischen Kontexten andererseits, sind ein Echo auf die Konstruktion der Mutterschaft als ein natürliches respektive denaturiertes Ereignis und erklären vielleicht, warum die Sozialwissenschaften immer noch von «Reproduktion» sprechen. In der Tat konnotiert dieser Terminus keine kulturelle Dimension wie es beim Ausdruck *gender* bezüglich des Geschlechts/*sex* der Fall ist, auch wenn dieser sich seither als unzureichend erwiesen hat, um der sozialen Konstruktion von *sex* gerecht zu werden. Wäre es nicht sinnvoll fortan von einer Anthropologie der Prokreativität zu sprechen, um der biologischen Sackgasse zu entkommen?

Hinsichtlich der Verwandtschaftsanthropologie, die sich neben den *Gender studies* und der Medizinanthropologie mit der Mutterschaft beschäftigt, könnte man ähnlich argumentieren. Ohne an dieser Stelle vertiefend auf das komplexe Forschungsfeld der Verwandtschaft einzugehen, sei hier in Erinnerung gerufen, dass die Kritik von David Schneider (1984) in Frankreich ein verstärktes Interesse für emische Zeugungstheorien mit sich gebracht, jedoch nicht das Postulat in Frage gestellt hat, laut dem Verwandtschaftsbeziehungen aus Reproduktionsbeziehungen hervorgehen (Allard 2006), wobei Reproduktion weiterhin als ein universelles Substrat der Natur verstanden wird. Die Vorstellungen über männliche und

weibliche Rollen in der Fortpflanzung operieren laut Maurice Godelier (2004) wie eine «Bauchrednermaschine» und legitimieren so die männliche Dominanz der Frauen als ein körperliches und damit als eine natürlich gegebene Tatsache. Nach der Strukturalistin Françoise Héritier (1996) basieren diese Vorstellungen und ihre Arten sich zu artikulieren im Gegenteil auf der grundlegenden Beobachtung des biologischen Unterschieds zwischen Männern und Frauen und ihrer unterschiedlichen Rollen in der Fortpflanzung. Das Bewusstwerden dieses Unterschieds befindet sich am Ursprung des symbolischen Denkens des Menschen, welches in Gegensatzpaaren funktioniere und dabei im männlichen Bemühen sich die weibliche Fortpflanzungsfähigkeit anzueignen, das Weibliche stets auf die minderbewertete Seite zieht. Dieses um die Kategorien der «Identität» und der «Differenz» polarisierte Denken befindet sich im Herzen der sozialen Logiken der Verwandtschaft, insbesondere der Regeln der Inzestvermeidung.

Im angelsächsischen Raum wurde und wird nach Schneider (1984) die Annahme, dass Verwandtschaftsbeziehungen aus Reproduktionsbeziehungen hervorgehen, dagegen radikal in Frage gestellt. Dies führte erwartungsgemäss zur Tendenz, das Baby mit dem Badewasser auszuschütten, wie es das Ersetzen des Terminus *kinship* durch den allgemeineren Begriff *relatedness* (Carsten 2000), sowie die ethnografische Vernachlässigung der Reproduktion, mit Ausnahme der Reproduktionsmedizin, bezeugen. Zwischen diesen beiden Richtungen befindet sich der einsame Weg von Annette Weiner (1995), die eher von *regeneration* spricht und dabei nicht zwischen biologischer und sozialer Reproduktion unterscheidet, jedoch auf der Basis ethnographischer Daten konzeptuell die Sexualität von der Fortpflanzung trennt, und zwar ebenso wie die Trobriander lange vor dem Aufkommen der neuen Reproduktionstechnologien. Weiner hat am Beispiel des Verwandtschafts- und Allianzsystems der Trobriander gezeigt, dass das Bruder-Schwesterpaar als Herzstück der Reproduktion im Sinne von *regeneration* fungieren kann, welche man, wie die *Gender*-Beziehungen allgemein, aufgrund des Inzesttabu's zwischen Geschwistern sonst nur im Rahmen der Paarbeziehungen zwischen Frau und Mann analysiert. Die Arbeiten der amerikanischen Anthropologin zeigen deutlich die Grenzen der aktuellen Dekonstruktion der Reproduktion und der Mutterschaft. Sie zeigen ebenfalls, dass sich die theoretische und empirische Beschäftigung mit diesem Thema weiterhin stark an der Dichotomie zwischen Natur und Kultur orientiert.

SOZIAL ASSISTIERTE REPRODUKTION

An dieser Stelle beginnt unseres Erachtens die Grauzone bezüglich der «ausser-gewöhnlichen» Mutterschaften und auch Vaterschaften. Man könnte behaupten, dass das «Mutterglück» die Mutterschaft «in anderen Umständen» auch auf wissenschaftlicher Ebene in den Schatten stellt. Gleichzeitig handelt es sich möglicherweise auch um «schlechte Mutterschaften», die ebenso undenkbar erscheinen wie es lange Zeit beim Kindstod als Paradigma des «schlechten Tods» der Fall war (Zonabend 1998). Es wäre sicher möglich weitere Gründe erkenntnistheoretischer oder konjunktureller Natur für das fehlende sozialwissenschaftliche Interesse aufzuführen. Es scheint mir aber, dass eine Erklärung eher auf Seiten einer weitgehend fehlenden theoretischen Reflexion über die Artikulierung von Gesellschaft (und Verwandtschaft im Spezifischen) und der Reproduktion als soziale und kulturelle Konstruktion zu suchen ist, auch wenn Letztere aufgrund der Unreduzierbarkeit des Unterschieds zwischen den Geschlechtern in der Fortpflanzung bedingt erscheint (Héritier 1996). In der Tat hat alles den Anschein, als ob die soziale Anerkennung der weiblichen Fortpflanzungsfähigkeit¹¹ die tatsächliche Fortpflanzung (innerhalb der Normen) nach sich zöge, während die Abwesenheit einer solchen Bestätigung die Nicht-Reproduktion zur Folge habe. Genauso wie ein neues menschliches Wesen niemals nur «Fleisch» sondern immer auch «Wort» ist (Boltanski 2004)¹², dass heisst nicht als prä-soziales oder prä-kulturelles Wesen auf die Welt kommt, ist auch die Fortpflanzungsfähigkeit¹³ entweder gleichzeitig «biologisch» und «sozial» oder schlicht nicht existent. In dieser Perspektive erscheint jegliche so erscheinende Trennung der beiden Dimensionen zwangsläufig als problematisch. Frauen, deren Fortpflanzungsfähigkeit keine soziale Anerkennung bzw. Bestätigung findet, etwa weil sie nicht dem idealen Mutterbild entsprechen, können demnach nur zu aller Verwunderung oder *par accident* in die Welt setzten,

wobei gleichzeitig die soziale Geburt des Kindes verhindert ist. Umgekehrt erweisen sich auch Schwangerschaften, die sich trotz sozialer Anerkennung als pathologisch erweisen, als konzeptuell problematisch.

Im Folgenden möchten wir die vorliegenden Beiträge aus der Perspektive einer solchen sozial assistierten (oder nicht-assistierten) Reproduktion und ihrer Implikationen im Bezug auf die Konstruktion von Identitäten und sozialen Beziehungen einführen. Die Aufsätze beschäftigen sich fast ausschliesslich mit europäischen Kontexten und scheinen zu bestätigen, dass Mutterschaft vor allem dort dekonstruiert wird, wo sie in ihren biologischen Grundlagen erschüttert ist. Man kann an dieser Stelle bedauern, dass in den Texten, die im Übrigen allesamt von Frauen verfasst wurden, kaum von den Vätern die Rede ist. In der Anthropologie bleibt die Reproduktion anscheinend eine weibliche Domäne, welche im Unterschied zu anderen Sozial- und Humanwissenschaften (Delaisi de Parseval 2004) über den engen Rahmen der Verwandtschaftsanthropologie hinaus wenig in die Vaterschaft investiert. Aus diesen Gründen haben wir einen Historiker der mittelalterlichen Kindheitsforschung um ein Nachwort gebeten. Didier Lett stellt bei seiner Lektüre der Artikel fest, dass die Abwesenheit des Vaters ein zentrales Kriterium darstellt, «um eine Schwangerschaft zu disqualifizieren und diese für aussergewöhnlich zu erklären». Mangels ethnographischer Studien bezüglich des «Anteils des Vaters»¹⁴ wird sich der Leser bzw. die Leserin in diesen Geschichten «ausser-gewöhnlicher» Mutterschaften mit seiner «negativen» Anwesenheit begnügen müssen. Lett unterstreicht ebenfalls, dass es häufig die Umstände der Zeugung sind, die einer Schwangerschaft den Status «ausserhalb der Norm» verleihen. An dieser Stelle kann man die Unterscheidung in Erinnerung rufen, die Maurice Godelier (2004) zwischen der Produktion «gewöhnlicher» und «aussergewöhnlicher» Menschen macht, je nachdem ob eine Gesellschaft es vorschreibt oder im Gegenteil verbietet, sich wie das Göttliche zu reproduzieren. Diese

¹¹ Wenn im weiteren Text die Rede vom «Anerkennen» bzw. «Bestätigen» der «Fortpflanzungsfähigkeit» ist, dann meinen wir damit die soziale Bestätigung dieser Fähigkeit in ihrer kulturell konstruierten Bedingtheit.

¹² Daher die Tatsache, so Boltanski, dass Abtreibung im Grunde problematisch bleibt, auch in Kontexten in denen sie legal ist, denn sie setzt die Trennung dieser zwei fundamentalen Dimensionen der «fötales Bedingung» beim Menschen voraus.

¹³ Wir verwenden hier absichtlich das unschöne Wort «Fortpflanzungsfähigkeit» anstelle von gängigeren Ausdrücken wie «Fruchtbarkeit», um einen epistemologischen Bruch herzustellen. Mit «Fortpflanzungsfähigkeit» ist hier die biologische Fähigkeit gemeint, die gleichzeitig als solche sozial konstruiert wird oder eben nicht, was in dem Fall wiederum diese Fähigkeit auf biologischer Ebene konzeptuell in Frage stellt, da diese Fähigkeit immer nur auf beiden Ebenen gleichzeitig bestehen kann.

¹⁴ In Anspielung auf das den Vätern gewidmete Buch *La part du père* von G. Delaisi de Parseval (2004).

Unterscheidung, die auf einer Synthese der ethnologischen Literatur betreffs Zeugungstheorien basiert, unterstreicht den künstlichen Charakter des Menschen, dessen Auf-die-Welt-Kommen nicht nur einfach den natürlichen Gesetzen der Fortpflanzung folgt. Im Lichte dieser Unterscheidung erscheint jegliche Mutterschaft, die gesellschaftliche Normen überschreitet, als «aussergewöhnlich» bzw. «ausser-gewöhnlich». Daher sind diese Mutterschaften Gegenstand von Stigma, wie es in den meisten der hier präsentierten Situationen der Fall ist, oder aber werden überbewertet, wie beispielsweise bei der Jungfrau Maria. In allen Fällen zeugt aber ihre blosser Existenz davon, dass keine Mutterschaft ausserhalb von Gesellschaft existiert, mit der eventuellen Ausnahme der sogenannten «verdrängten Schwangerschaften». In diesem höchst befremdenden Phänomen bleibt die Schwangerschaft in den Augen der Umgebung sowie in der Wahrnehmung der Schwangeren in der Masse unbemerkt, dass selbst der gravide Bauch unsichtbar bleibt... (Guernalec-Lévy 2007). Dies zeigt, dass die Stigmatisierung einer Schwangerschaft auch ein Mittel ist, ihre Existenz zu bestätigen, wenn auch auf negative Weise.

Ausgehend von ethnographischen Daten aus einem defavorisierten Stadtviertel in Lille (Frankreich), hinterfragt Bernadette Tillard die Mutterschaft von Frauen, die aufgrund ihres prekären sozio-ökonomischen Status und den negativen Zügen, die damit assoziiert werden, Trägerinnen einer «bedauerlichen Differenz» und daher dem Stigma ausgesetzt sind. Nach einer systematischen Analyse der soziodemographischen und psychosozialen Kriterien, welche die Normen auf nationaler Ebene definieren, wie beispielsweise das Durchschnittsalter bei der ersten Geburt oder die Auswahl der Vornamen je nach sozialer Herkunft des Kindes, betont sie, wie sehr die Frauen den Normen ihres jeweiligen Milieus entsprechen. Folglich ist «Marginalität» weniger eine Sache von allgemeinen Attributen als das Ergebnis einer marginalisierenden Beziehung, vorwiegend zwischen den Müttern und dem Gesundheitspersonal. Wenn die Letzteren annehmen, dass diese Frauen gegen ihren Willen schwanger werden und daher nicht in der Lage seien «Kinder zu machen», wie es sich gebühre, so stellt sie fest, dass sie ihren Nachwuchs durchaus geplant haben und auch alle rituellen Gesten der sozialen Geburt dieser Kinder respektieren. Die soziale Einschreibung dieser Kinder innerhalb der Gesellschaft erscheint so vor allem durch den stigmatisierenden Blick von aussen verhindert, der sich weigert, die Fortpflanzungsfähigkeit dieser Frauen zu bestätigen. Muss man sich also wundern, wenn diese

die Orte meiden, an denen dieser Blick durch die Techniken der Visualisierung der Schwangerschaft wie Ultraschall noch verstärkt wird?

Eine Behinderung scheint ebenso ein grosses Hindernis für die soziale Assistenz der Mutterschaft und damit der Ausübung der Elternschaft zu sein. Séverine Gojard hebt hervor, dass Frauen aufgrund ihrer Sehbehinderung oft der mütterlichen Inkompetenz verdächtigt werden, obwohl ihre konkreten Schwierigkeiten viel mehr mit der allgemeinen Schwierigkeit des Mutterseins zu tun haben. Die spezielle Einrichtung, in der die Autorin ihre Untersuchung durchgeführt hat, bietet diesen Müttern dagegen Begleitung beim Erwerb dieser Kompetenz an, wobei dieser Prozess erneut eher vom Blick der Aussenwelt behindert wird. Die Weigerung, die Fortpflanzungsfähigkeit dieser Mütter anzuerkennen, beginnt schon bei der Ankündigung der Schwangerschaft und droht, in Abwesenheit einer wohlwollenden Unterstützung, in Form einer *self-fulfilling prophecy* in der Ausübung der Elternschaft zu wirken.

Mutterschaft und geistige Behinderung bilden regelrecht einen blinden Fleck sowohl in der Gesellschaft als auch den Sozialwissenschaften. Diese Situation, die Christine Gruson untersucht, offenbart das Paradox zwischen einem fortan reklamierten Recht auf Mutterschaft und der Pflicht, eine perfekte Mutter zu sein. Man könnte meinen, dass dieses Recht unter diesen Umständen mit einer hoch qualifizierten Begleitung einhergeht. Die Autorin stellt jedoch fest, dass Mütter mit geistiger Behinderung aufgefordert werden, die Verantwortung für ihre Mutterschaft allein zu tragen. Mehr denn je reimt sich Mutterschaft hier mit «Privatangelegenheit» (Knibiehler 2001), obwohl sie in Wirklichkeit die ganze Gesellschaft etwas angeht. Es scheint gar so, als ob die gesellschaftliche Überwachung der Fortpflanzungsfähigkeit der Frauen automatisch auch den Erfolg der Mutter-Kind Beziehung garantiere. Ist dies nicht der Fall, so muss die Frau sehen, damit fertig zu werden, ohne dass dabei jemals nach der Rolle des Vaters gefragt wird. Ist es möglich, dass die Fortpflanzungskapazität der Männer bzw. die väterliche Kompetenz keine soziale Bestätigung braucht, weil das Kind nicht im Inneren ihres Fleisches wächst? Oder geschieht dies, gleich einer Nebenwirkung, über die Schwangerschaft der Frauen, wie es die Studie von Fernanda Bittencourt Ribeiro zu zeigen scheint? In ihrer anthropologischen Analyse einer sozialen Einrichtung für «alleinerziehende Familien in Schwierigkeiten» interessiert sich die Autorin für Frauen, die entweder schwanger dort ankommen, oder während des Aufenthalts bzw. danach schwanger werden. Hier geht die Feststellung

einer mütterlichen Inkompetenz dieser Frauen eindeutig mit dem Nicht-Bestätigen der Fortpflanzungsfähigkeit einher, so dass das Gesundheitspersonal über diese Schwangerschaften verwundert ist und diese als eine berufliche Niederlage empfindet. Für die Frauen hingegen handelt es sich um eine Wiederherstellung ihrer mütterlichen Funktion, die in einer neuen Schwangerschaft zum Ausdruck kommt. Dieses Beispiel zeigt erneut, dass es keine Trennung geben kann zwischen den biologischen und den sozialen Dimensionen der Mutterschaft in ihrem doppelten Sinne vom physischen und sozialen «Kindermachen». In dieser Perspektive erhält der schöne Titel des Textes, «Die Limbus der Elternschaft» eine zusätzliche Bedeutung, nämlich der, dass diese Trennung nur vorübergehend sein kann.

Julia Pauli analysiert in ihrem Beitrag ausserheleiche Schwangerschaften im Kontext internationaler Migration in Mexiko. In der Tat ist die Frage der Reproduktion in Krisengesellschaften besonders problematisch, so dass selbst Männer ein gewisses Interesse haben, sich mit «ausser-gewöhnlichen» Schwangerschaften zu arrangieren, wenn sie sich eine Nachkommenschaft sichern wollen. Die Autorin untersucht spezifisch die Verbindungen zwischen weiblicher Autonomie im sozialen und wirtschaftlichen Bereich und ihrer reproduktiven Autonomie. Sie zeigt, dass die Letztere von der Ersteren abhängt und nicht umgekehrt, so dass der Ablauf der Schwangerschaft selbst von der sozialen Situ-

ation der Schwangeren beeinflusst wird. In diesem Kontext zeigt sie eindeutig, dass die weibliche reproduktive Kraft nicht ausserhalb der Gesellschaft existiert und daher auch nicht *sui generis* zu ihrer Dynamik bzw. zu einem Wandel des Status der Frau beitragen kann.

Der Text von Deborah Blizzard vervollständigt das Dossier auf sinnvolle Weise. Sie geht auf die Frage nach der pathologischen Schwangerschaft ein, wobei es sich hier um Zwillingsschwangerschaften handelt, in der der missgebildete Zwilling das Leben des gesunden Zwillinges derart gefährdet, dass er *in utero* getötet werden muss. Man könnte hier zunächst annehmen, dass der eine Zwilling als Gewebe objektiviert wird, während der andere im Gegenteil vollkommen subjektiviert wird. Die Autorin stellt aber fest, dass die Mütter, aber auch das Umfeld inklusive der Ethnologin, ständig zwischen Objektivierung und Subjektivierung zögern. Man könnte nicht besser zeigen, wie unmöglich sich die körperliche Dimension von der symbolischen Dimension im Moment der Menschwerdung konzeptuell trennen lässt. Die Implikationen dieser theoretischen Feststellung für das Verständnis des globalen Prozesses der Reproduktion bleibt noch zu erforschen. Die hier gesammelten Texte zeigen einige Richtungen an, ohne jedoch die Mutterschaft jemals explizit zu dekonstruieren. Vielleicht fällt uns diese Aufgabe auch umso schwerer, als dass wir alle dieser Grauzone entstammen, in der sich die Anfänge unseres eigenen Menschseins abgespielt haben.

MATERNITES EXTRA-ORDINAIRES

INTRODUCTION

SASKIA WALENTOWITZ

Qu'est-ce qu'une maternité «extra-ordinaire» dès lors que la grossesse est en soi un phénomène qui sort de l'ordinaire, comme en témoigne l'expression allemande «in anderen Umständen», littéralement «en d'autres circonstances», qui lui est consacrée¹. Les sciences sociales n'offrent guère une réponse à cette question, déjà à cause du fait que l'expérience subjective des femmes enceintes est rarement l'objet de leurs investigations. Leurs approches semblent plutôt suivre la tendance historiquement récente de l'objectivation médicalisée de la grossesse, combien même, avant la détection précoce de l'hormone HGC, la «vérité somatique» de la grossesse relevait et relève encore dans beaucoup de contextes du seul ressenti de la femme (Duden 2002). A défaut de parler du vécu des mères (voire des pères), les anthropologues relatent davantage les points de vue adoptés par différentes cultures vis-à-vis des femmes enceintes et des parturientes, généralement soumises à un ensemble variable de restrictions comportementales, alimentaires et

sexuelles (Bartoli 1998). Une femme qui se trouve dans un «état intéressant» commettrait «naturellement» des actes jugés «hors norme», de la satisfaction d'envies inconsidérées au crime capital (Delaisi de Parseval et Lallemand 2001). Tout se passe comme si, n'ayant plus ses règles, la femme en attente d'un enfant ferait preuve de comportements déréglés (2001: 92).

DES MATERNITÉS NÉGLIGÉES

Face à cet état qui échapperait, avec quelques exceptions², à la logique sociale, toute société définit un ensemble de normes pour garantir sa reproduction. Aborder celle-ci sous l'angle des maternités³ «hors normes» constituerait une voie privilégiée pour analyser la construction sociale de la reproduction humaine dans des contextes culturels et historiques variés. Or, force est de constater qu'en

¹ Nous remercions chaleureusement Catherine Legrand-Sébillé pour son aide précieuse à la réalisation de ce dossier et nos échanges pour la préparation de cet article introductif.

² La société touarègue par exemple ne partage pas ce point de vue sur la femme enceinte et attribue notamment les envies au fœtus. Ne pas les satisfaire est dangereux pour son intégrité, car le fœtus possède une âme lui permettant de ressentir désirs et émotions, mais il n'est pas encore capable de les maîtriser (Walentowitz 2004).

³ Nous optons ici pour le terme «maternité», car il englobe différents moments et aspects relatifs à la reproduction, alors que ce dernier mot ne rend pas justice aux dimensions à la fois physiologiques, symboliques et sociales de la venue au monde d'un enfant. Françoise Thébaud précise que le terme «maternité» désigne en langue française «à la fois l'action de porter et mettre au monde un enfant, le lieu (l'hôpital) où s'effectuent les accouchements, la relation (matérielle et affective) tissée avec des enfants et inscrite dans un réseau de parenté, une œuvre d'art représentant la mère et l'enfant» (2005: 9). Faute de

sciences sociales, cette voie ne semble avoir été empruntée que ponctuellement⁴. Ce n'est que récemment (en 1999, 2002 et 2005) que trois conférences internationales ont rassemblé les meilleurs spécialistes anglophones en sciences sociales de la procréation autour de cette thématique. Néanmoins, comme l'indique entre autres le titre de la troisième conférence, *Reproductive Disruptions: Childlessness, Adoption and Other Reproductive Complexities*⁵, les contributions ont majoritairement traité de l'avortement, des fausses couches, de la mort fœtale, ainsi que de l'infertilité et de ses «remèdes»⁶, comme si seule la non-naissance faisait pendant à la naissance parfaite.

Il est sans doute vrai que garantir l'issue heureuse d'une grossesse est la préoccupation majeure de tout futur parent et de son entourage immédiat. Avant d'inscrire un nouveau membre dans la vie sociale, encore faut-il qu'il naisse et qu'il reste en vie. Ceci est d'autant plus vrai que la grossesse et l'accouchement sont toujours dans une grande partie du monde, comme dans les sociétés occidentales d'autrefois, des événements dangereux et incertains. Aussi, n'y a-t-il nulle part de naissance sans risque. Il est donc nécessaire de traiter de ces sujets qui ont été eux aussi négligés jusqu'à peu (Legrand-Sébille, Morel et Zonabend 1998). Mais entre l'heureux et le non-événement, que penser des grossesses et des naissances qui ont lieu en dehors ou en marge du cadre que les sociétés leur fixent? Ces maternités sont le plus souvent stigmatisées, mais elles ne sont cependant pas marginales dans la mesure où elles sont plus ou moins fréquentes dans toutes les sociétés. Elles relèvent d'abord de transgressions sur le plan de la conception, comme les grossesses issues de relations incestueuses et d'autres liaisons considérées comme illégitimes, notamment les grossesses hors mariage ou adultérines. Plus généralement, il s'agit de toute grossesse qui ne renvoie pas à

l'image de la mère idéale sur le plan moral, social ou physiologique. La (future) mère est jugée «trop jeune» ou «trop âgée» par rapport à l'âge normatif de la procréation qui ne concorde pas forcément avec les temporalités de la fertilité; elle souffre d'une maladie grave, transmissible à l'enfant dans certains cas comme le VIH/Sida, ou d'un handicap que la pensée eugénique considère comme héréditaire même s'il ne l'est pas. D'autres femmes, si ce ne sont pas les mêmes, vivent dans une situation précaire qui, selon un préjugé fréquent, ne leur permettrait pas d'élever un enfant comme il conviendrait. Se situant en bas de l'échelle sociale, ces femmes sont souvent soupçonnées d'adopter des comportements dangereux pour le fœtus: usage d'alcool, de tabac et d'autres substances toxiques pendant la grossesse laquelle échapperait à la surveillance médicale. Dans un pays comme la France, non seulement une grossesse est déclarée «insuffisamment suivie» si la première échographie intervient seulement après le troisième mois, mais ce fait est même considéré par les professionnels de la santé comme une forme de «maltraitance du fœtus» (Goyaux 1998)! Avec l'obligation de déclarer et de surveiller la grossesse, la suspicion à l'égard des futures mères prend une tournure générale, qui peut être d'autant plus pesante pour les femmes qui n'appartiennent pas à un milieu socialement favorisé.

Le risque demort ou de handicap pour l'enfant à naître motive, certes, cette surveillance, mais la manière dont celle-ci est pensée rend la femme responsable de l'issue de la grossesse. L'attitude du milieu biomédical semble alors rejoindre l'attitude quasi universelle que Françoise Héritier a identifiée vis-à-vis de l'infertilité: «si seules les femmes sont capables de porter et d'accoucher, elles sont seules aussi responsables de la stérilité» (2002: 22). Conjuguée à la nécessité sociale d'éviter l'inceste, l'asymétrie entre

³ (suite) mieux, on utilisera donc dans ce texte ce mot «maternité» comme un fait simultanément social et biologique, pouvant se référer, selon le contexte, à différents moments et aspects de la procréation dans son versant féminin. Le terme «grossesse» se rapporte plus spécifiquement à la gestation qui relève également, dès la conception, d'un processus culturellement construit, bien qu'il soit ordinairement entendu comme un phénomène physiologique. Le fait que les sociétés occidentales mettent l'accent sur les dimensions biologiques de la procréation se reflète dans la langue qui contraint ainsi la rédaction et la lecture de ce texte. La plupart des articles de ce dossier traitent de la grossesse et de la relation entre la mère et l'entourage, familial et/ou socioprofessionnel. Il y sera peu question des pères, autre raison qui justifie ici l'usage du terme «maternité».

⁴ Voir notamment C. Legrand-Sébille (1999) qui a consacré une thèse d'anthropologie à une maison maternelle dans le nord de la France où des femmes venaient accoucher secrètement d'enfants conçus hors mariage ou à la suite d'une relation incestueuse. F. Zonabend (1996) a publié un dossier sur les naissances «en marge» qui traite de cette thématique, à la différence du présent numéro, du point des vues des enfants, abandonnés ou adoptés, et de la question de la filiation contrariée.

⁵ Pour la troisième conférence organisée par l'*Institute for Research on Women and Gender* de l'Université de Michigan, voir <http://www.umich.edu/~reprocon/index.htm>, site internet consulté le 1^{er} août 2007.

⁶ Voir également le numéro spécial consacré à l'issue de cette conférence par la revue *Curare* aux «Reproductive Disruptions» dans des contextes africains (Hörbst et Schuster 2006).

les sexes en matière de procréation, qualifiée par Héritier de «scandaleuse», puisque les femmes sont, contrairement aux hommes, non seulement en mesure de produire des enfants, mais encore de faire naître des enfants des deux sexes, serait à l'origine de la domination masculine pour laquelle le concept de «mauvaise mère», qui se décline également en «mauvaise génitrice», semble être un ressort privilégié.

Compte tenu de la récurrence de cette accusation, le silence qui entoure dans les sciences sociales les maternités non conformes à la maternité modèle laisse perplexe, comme si les non-dits qui pèsent sur elles touchaient aussi la pensée scientifique. De nombreuses chercheuses féministes, surtout anglo-saxonnes, se sont cependant intéressées depuis les années 1970 à la maternité, principalement en tant qu'institution (le fait d'être mère et de s'occuper d'enfants). Analysée d'abord comme lieu de l'oppression par excellence, elle a été ensuite également identifiée comme une source de pouvoir pour les femmes (O'Reilly, Porter et Short 2005) ou comme un contre-pouvoir, notamment dans le cadre de sociétés dites traditionnelles (Ginsburg et Rapp 1991). Mais, dans ces travaux, il n'est guère question de l'expérience de la grossesse, puis de la maternité par des femmes stigmatisées dans leur capacité reproductrice ou qui se trouvent dans l'obligation d'assumer une grossesse qui se déroule difficilement ou pas normalement. La plupart des travaux historiques se sont préoccupés de la grossesse honteuse des «filles-mères», contraintes d'abandonner leurs enfants ou, pire, de commettre l'infanticide, tandis que les anthropologues et les sociologues se sont penchés avant tout sur son avatar des temps modernes, c'est-à-dire la grossesse chez les adolescentes (cf. Ginsburg et Rapp 1991). Afin de formuler quelques hypothèses quant à cet impensé au-delà des cas évidents, et d'introduire les articles qui abordent différentes figures de ces maternités, il nous faut avant tout situer le présent dossier dans le contexte plus général de l'anthropologie de la reproduction⁷. Concernant le titre, nous avons choisi de qualifier ces maternités d'«extraordinaires» avec un trait d'union afin d'éviter à la fois le stigmate et la reprise de catégories émiques qui se rappor-

tent à la norme. Il nous importe de souligner la nécessité d'étudier en quoi ces maternités se distinguent ou ne se distinguent pas des maternités «ordinaires» et ce qu'elles peuvent nous enseigner sur la maternité comme construction sociale, y compris dans sa dimension «biologique» qu'il convient pareillement d'interroger comme partie intégrante de cette élaboration.

POUR UNE ANTHROPOLOGIE DE LA PROCRÉATIVITÉ

Paola Tabet (1985) a été l'une des premières à proposer une analyse systématique des manières dont la «fertilité naturelle» des femmes est transformée dans les différentes sociétés en «reproduction forcée», remettant ainsi en question le lien de cause à effet qui est souvent établi dans la littérature ethnologique entre la subordination des femmes et les contraintes biologiques de la procréation:

«Une présentation aussi figée et a-problématique de la reproduction (on la rencontre notamment dans les développements sur les rapports entre hommes et femmes), le faible intérêt théorique accordé en ethnologie aux concepts permettant de penser la procréation, la place assignée aux faits qui concernent celle-ci (ces fourretout descriptifs que sont les «cycles de vie», dont les données émiées et aléatoires rappellent les vieux ouvrages de folklore), tout concourt à faire apparaître la procréation comme un événement biologique, en quelque sorte extérieur aux rapports sociaux. La société y participerait presque *a posteriori*, en réintégrant dans le social ces manifestations spontanées du naturel, par le moyen des rituels.» (1985: 62)

En France, les travaux ethnologiques autour de la grossesse et de la naissance se sont depuis surtout développés dans le cadre d'une anthropologie de la petite enfance, notamment grâce aux études de Doris Bonnet (1988) et de Suzanne Lallemand (Lallemand et Journet 1991)⁸. En dehors de ces travaux, les recherches consacrées spécifiquement à la maternité au sens large demeu-

⁷ Nous allons ici simplement esquisser les grandes lignes de l'anthropologie de la reproduction, sur la base notamment de synthèses et analyses comparatives parues pour la plupart récemment en anglais et en français. Dans le monde germanophone, l'anthropologie de la reproduction, comme du reste l'anthropologie de la parenté qui lui est associée, reste marginale et suit *grosso modo* les tendances épistémologiques du monde anglo-saxon. C'est peut-être pour ces raisons, en réalité difficiles à démontrer, que l'appel à contribution de ce dossier a rencontré peu de résonance du côté des anthropologues de langue allemande. Sur la médecine reproductive en Allemagne, voir Hauser-Schäublin *et al.* (2001).

⁸ Voir également le numéro du *Journal des Africanistes* consacré à l'«Enfance en milieu traditionnel en Afrique» (1981) ainsi que l'ouvrage de synthèse de P. Erny (1988), *Les premiers pas dans la vie de l'enfant en Afrique Noire*.

rent rares, aussi bien en anthropologie sociale qu'en histoire. Comme le remarque Anne Hugon (2005) pour l'Afrique, les anthropologues abordent la maternité soit sous l'angle des représentations et des pratiques rituelles, soit dans le cadre des études sur la parenté. Dans le monde anglo-saxon, la réflexion théorique autour de la reproduction a émergé à partir de deux axes thématiques majeurs: la médicalisation de la naissance et l'essor des technologies relatives à la procréation médicalement assistée dans les sociétés occidentales (Ginsburg et Rapp 1991). Si la médecine a érigé la procréation en un événement purement biologique, les nouvelles technologies reproductives ont remis en question les mécanismes naturels de la reproduction. Il est dès lors intéressant de constater que la maternité n'a commencé à être déconstruite en sciences sociales qu'à partir et dans le cadre de ce moment paradoxal où la construction sociale de sa nature biologique a été portée à son paroxysme tandis que la science médicale a rendu possible de modifier la nature de la maternité. Ce dépassement matériel de la dichotomie entre Nature et Culture(s) qui caractérise la pensée naturaliste de l'Occident (Descola 2005) aurait-il permis de penser la procréation autrement?

Il nous est impossible, dans le cadre d'un article introductif, d'explorer tous les liens épistémologiques entre sciences médicales et sciences sociales en matière de reproduction. Soulignons cependant qu'il n'est pas si certain que nous vivons désormais dans des sociétés *After Nature* (Strathern 1992), puisque le droit français, par exemple, s'affaire à effacer les traces de l'irruption technologique dans la maternité, laquelle est seulement depuis les années 1970 entièrement définie par l'accouchement, reléguant ainsi les autres façons de devenir mère au second rang de la fiction juridique (Iacub 2004). S'opposent désormais non plus les enfants «légitimes» et «illégitimes» selon si l'enfant est né dans le cadre légal du mariage ou pas, mais les enfants «biologiques» et «non biologiques», adoptés notamment. Ainsi, à force de sauvegarder l'illusion d'une reproduction «naturelle», c'est bien la filiation elle-même qui pourrait, selon certains, finir par être naturalisée (Fassin 2002).

Les travaux qui traitent de problématiques anthropologiques soulevées par la reproduction à l'ère de la procréation médicalement assistée sont nombreux. Ils soulignent en définitive les dilemmes symboliques

qu'engendre la transformation de la dimension biologique de la reproduction au sein de sociétés qui se pensent sur la base de la «vérité de la Nature». Mais ce n'est pas parce que la «nature» de la reproduction se transforme que la société change sa manière de penser celle-ci. Partir de cette idée reviendrait effectivement, comme le montre Paola Tabet (1985), à penser que le biologique existe indépendamment de la société. Faut-il s'étonner dès lors que ces travaux ne semblent pas avoir eu, pour le moment, de répercussions significatives sur la manière de penser la maternité «ordinaire», celle dont la «nature» n'est pas modifiée, et encore moins son corollaire, à savoir la maternité «extra-ordinaire» dans le sens qu'on lui donne dans ce dossier?

L'anthropologie de la reproduction médicalement assistée n'a pas encore abouti à déconstruire la maternité tout court, avec toutes ces faces, changeantes, visibles et cachées. Du reste, l'anthropologie classique s'est davantage intéressée à la paternité et à ses incertitudes qui ont été l'objet de débats polémiques autour du «virgin birth» trobriandais, montrant à quel point le modèle occidental de la conception reste la référence analytique unique (Franklin 1997)⁹. Sur le plan de la maternité ensuite, l'anthropologie de la reproduction anglo-saxonne n'a guère stimulé la recherche dans des terrains non-européens, sauf dans des pays comme l'Égypte (Inhorn 2003) ou Israël (Kahn 2000) où les nouvelles technologies reproductives sont maintenant également pratiquées. Dans les pays en voie de développement, l'anthropologie s'est davantage tournée vers la santé maternelle et infantile (Tremayne 2001), en excluant cette fois les pères. Sur ces terrains, elle apporte, bien entendu, des éclairages précieux, par exemple sur les conceptions émiqes des risques liées à l'enfantement (Roth Allen 2004). La mondialisation des normes biomédicales concernant le suivi de la grossesse et l'accouchement, institutionnalisées par les *policies* émanant des ministères de la santé, a également aiguë le regard critique sur la «médicalisation» et ses «savoirs d'autorité» (Davis-Floyd et Sargent 1997; Jordan 1993; Sargent 1989). Il n'empêche que cette tendance globale à la biologisation de la maternité ne favorise pas la nécessité de penser la capacité reproductrice même des femmes (ainsi que celle des hommes) comme un événement socialement construit en articulation avec les manières d'être parent, même si ces travaux montrent bien l'ancrage profond de la maternité dans tous les domaines de la société.

⁹ Voir également l'article de N.-C. Mathieu (1991) à propos de la non-reconnaissance du caractère culturel de la maternité, rejeté du côté du biologique, par opposition à la paternité analysée d'emblée comme une construction sociale.

Ces évolutions divergentes d'une anthropologie de la reproduction vers une anthropologie de la santé reproductive se situant davantage du côté des terrains lointains et une anthropologie de la médecine procréative dans les terrains proches, et qui font échos à la maternité conçue comme un fait soit naturel soit dénaturé, expliquent peut-être que l'on parle encore en sciences sociales de «reproduction». En effet, ce terme ne sous-entend pas de dimension culturelle comme le terme *genre* (*gender*) qui souligne la construction sociale du sexe, même s'il s'est révélé insuffisant pour rendre compte de l'élaboration culturelle de ce dernier. Ne devrait-on pas dès lors plutôt parler d'une anthropologie de la « procréativité » pour sortir de l'impasse biologique?

Pour ce qui est de l'anthropologie de la parenté, l'autre domaine aux côtés de celui des Etudes Genre et de l'anthropologie médicale qui traite de la maternité, on pourrait faire un constat analogue. Sans entrer dans le détail de ce champ d'études complexe, rappelons qu'en France la critique de David Schneider (1984) a eu entre autres pour corollaire qu'on s'est davantage intéressé aux théories émiques de la reproduction biologique sans cependant abandonner le postulat, plus ou moins implicite, que les liens de parenté sont issus de la procréation (Allard 2006), laquelle continue à être entendue comme un substrat naturel universel. Selon Maurice Godelier (2004), les représentations relatives aux rôles respectifs de la femme et de l'homme dans la procréation opèrent à la manière d'une poupée ventriloque qui justifierait comme un fait corporel, et donc de nature, les rapports sociaux de domination des hommes sur les femmes. Chez Françoise Héritier (1996), ces représentations, ainsi que la manière dont elles s'agencent sont à l'inverse fondées sur l'observation primordiale du donné biologique que serait la différence entre le masculin et le féminin et leur rapport asymétrique dans la reproduction sexuée. C'est l'observation de cette différence qui serait à l'origine de la pensée symbolique opérant par oppositions binaires, en orientant toujours le féminin du côté inférieur dans l'effort des hommes de s'approprier la capacité reproductrice des femmes. Cette pensée polarisée autour des catégories de «l'identique» et du «différent» se trouverait au cœur des logiques sociales de la parenté, notamment des règles qui régissent les prohibitions de l'inceste.

Dans le monde anglo-saxon, l'idée selon laquelle la parenté est issue des liens de procréation a continué, à la suite de Schneider, à être radicalement remise en question, d'où la tendance de jeter le bébé avec l'eau du bain,

en remplaçant le terme *kinship* par celui, plus général, de *relatedness* (Carsten 2000) tout en délaissant l'ethnographie concernant la reproduction en dehors de la procréation médicalement assistée. Entre les deux courants se situe la voie solitaire esquissée par Annette Weiner (1995) qui parle plutôt de *regeneration* en intégrant la reproduction à la fois biologique et sociale et en dissociant conceptuellement, sur la base de données empiriques, la sexualité de la reproduction, comme le faisaient les Trobriandais bien avant l'arrivée des nouvelles technologies de la procréation. Weiner a ainsi montré, à propos du système de parenté et d'alliance des Trobriandais, que le couple frère-sœur peut constituer le cœur de la reproduction dans le sens de *regeneration* et que l'on a, comme les rapports de genre en général, tendance à penser seulement au sein du couple homme-femme à cause de la prohibition de l'inceste entre germains. Les travaux de l'anthropologue américaine révèlent toutes les limites de la déconstruction anthropologique actuellement en cours de la reproduction et de la maternité. Ils montrent également en creux que la dichotomie entre Nature et Culture(s) continue en fin de compte à former la recherche théorique et empirique dans ces domaines.

LA PROCRÉATION EST SOCIALE OU ELLE N'EST PAS

C'est là que réside à notre sens la zone grise en ce qui concerne les maternités, comme par ailleurs les paternités, qui se situent en dehors de la norme. On pourrait avancer, sans pouvoir le démontrer, que le côté heureux de l'événement fait de l'ombre à ces situations. En même temps, il s'agit probablement aussi de «mauvaises maternités» relevant d'un impensé pour les mêmes raisons que celles ayant fait longtemps taire les chercheur·euse·s sur la mort d'un enfant qui représente dans nos sociétés, comme ailleurs, la «mauvaise mort» par excellence (Zonabend 1998). Il serait sans doute possible d'évoquer d'autres raisons encore, épistémologiques ou conjoncturelles, mais il nous semble que l'explication est davantage à chercher dans ces limites de la réflexion théorique sur l'*articulation* entre la société (et en particulier la parenté) et la capacité reproductrice comme construction sociale et culturelle, fût-elle contrainte par l'irréductibilité de la différence entre les sexes (Héritier 1996).

En effet, tout se passe comme si, sur le plan symbolique, la confirmation sociale de la capacité procréatrice¹⁰ engendrait le fait de procréer (dans les normes), tandis que l'absence de cette confirmation entraînerait à l'inverse la non-

reproduction. Tout comme un nouvel être ne peut être humain seulement «par la chair» sans l'être simultanément «par la parole», c'est-à-dire par l'intermédiaire d'actes symboliques dès sa conception (Boltanski 2004)¹⁰, la capacité d'engendrement est simultanément «biologique» et «sociale» ou elle n'est pas. Dans cette optique, la dissociation de ces deux dimensions se révélerait forcément problématique. Les femmes, dont la force procréatrice n'a pas été socialement confirmée, parce qu'elles ne correspondent pas à la mère idéale, ne peuvent dès lors que procréer à notre étonnement, par «malheur» ou par «accident», contrariant dans un même mouvement l'inscription sociale de l'enfant. Il en est de même pour les cas où la capacité procréatrice se révèle problématique malgré sa confirmation, comme dans les cas de grossesses pathologiques. C'est dans la perspective d'une procréation socialement assistée (ou pas) et ses implications en matière de construction de liens et d'identités que nous proposons de présenter les articles de ce dossier. Ceux-ci s'interrogent presque tous sur des situations européennes, confirmant ainsi que la maternité semble davantage en passe d'être repensée là où elle est ébranlée dans ses fondements biologiques. On regrettera par ailleurs l'absence des pères dans l'ensemble des études ici présentes, qui plus est toutes rédigées par des anthropologues femmes. En anthropologie, la reproduction reste apparemment un domaine féminin qui, contrairement à d'autres sciences humaines et sociales (Delaisi de Parseval 2004), investit actuellement peu le champ de la paternité au-delà du cadre restreint de la parenté. Pour ces raisons, nous avons proposé à un historien de la petite enfance au Moyen Âge de rédiger une postface. Or, à la lecture des articles de ce dossier, Didier Lett remarque que l'absence paternelle représente apparemment «un critère central pour disqualifier une grossesse et pour la rendre extraordinaire». Faute d'études ethnographiques sur «la part du père», les lecteur·trice·s devront donc se contenter de sa présence en creux dans les histoires de maternités extra-ordinaires ici présentes. Lett souligne également que ce sont souvent des conditions d'engendrement particulières qui déterminent le statut d'une grossesse «hors norme». A ce propos, on peut rappeler la distinction qu'établit Maurice Godelier (2004) entre la fabrication des «humains ordinaires» et celle des

«humains extraordinaires», suivant que les sociétés imitent ou, au contraire, évitent la reproduction à la manière des dieux. Cette distinction, fondée sur une synthèse des diverses théories de l'engendrement attestées dans la littérature ethnologique, souligne le caractère artificiel de l'être humain dont la venue à l'existence n'obéit pas simplement aux lois naturelles de la reproduction. A la lumière de cette distinction, toute maternité qui transgresse les normes se révèle «extra-ordinaire», avec ou sans trait d'union, en ce sens qu'elle remet en question les frontières relatives entre l'humain et le non-humain, ainsi que l'ordre social qui s'y réfère. De ce fait, ces maternités peuvent être stigmatisées comme la plupart des maternités présentées dans ce dossier, ou survalorisées, comme c'est le cas de la maternité de la Vierge Marie. En tous les cas, leur existence même montre en miroir le fait qu'aucune maternité n'existe jamais en dehors de la société, à moins de faire l'objet d'un déni. Dans les cas profondément troublants de «déli de grossesse», la grossesse passe à ce point inaperçue aux yeux d'autrui que le ventre enceint devient invisible lui-même... (Guernalec-Lévy 2007). On mesure dès lors que la stigmatisation d'une grossesse est une manière d'en reconnaître l'existence et donc de la faire exister, fût-ce d'une manière négative.

A partir de données ethnographiques provenant d'un quartier «défavorisé» de Lille (France), Bernadette Tillard s'interroge sur la maternité des femmes qui sont, en raison de la précarité de leur statut socio-économique et des traits négatifs qui lui sont associés, porteuses d'une «différence fâcheuse» et par conséquent sujettes à la stigmatisation. Passant en revue les critères sociodémographiques et psychosociaux qui définissent les normes au niveau national, comme l'âge médian à la procréation ou les usages en matière de prénoms qui révèlent l'origine sociale, elle souligne à quel point ces femmes peuvent être dans les normes de leur milieu. Par conséquent, la «marginalité» est moins une affaire d'attributs généraux qu'elle ne relève de la relation marginalisante, entre (futurs) mères et professionnel·le·s de la périnatalité en particulier. Si les derniers pensent que ces femmes tombent enceintes malgré elles et sont dès lors dans l'incapacité de «faire des enfants» comme il faut, les premières peuvent

¹⁰ Dans la suite du texte, nous employons le terme «confirmer» toujours dans le sens d'une confirmation sociale de la «capacité reproductrice». On utilisera intentionnellement l'expression quelque peu technique de «capacité procréatrice» au lieu de termes plus usuels comme «fertilité», afin de créer une rupture épistémologique. On entend par «capacité procréatrice» la capacité biologique à procréer, telle qu'elle est culturellement construite, puis confirmée socialement ou pas. Non confirmée, la capacité «biologique» à procréer est en retour remise en question, car la dimension «biologique» ne peut exister en dehors du social.

¹¹ D'où le fait, analyse Boltanski, que l'avortement reste structurellement problématique même dans les contextes où il est parfaitement légalisé, car il suppose la dissociation entre ces deux dimensions fondamentales de la «condition fœtale» chez les humains.

tout à fait avoir mûri ce projet et accomplir les gestes qui font naître socialement. L'inscription de ces enfants au sein de la société semble de ce fait surtout contrainte par le regard stigmatisant d'autrui qui n'est guère enclin à confirmer la capacité reproductrice de ces femmes-là. Comment s'étonner alors qu'elles préfèrent ne pas fréquenter les lieux où ce regard est de surcroît amplifié par les techniques de visualisation de la grossesse?

Le handicap semble être un autre obstacle majeur à l'assistance sociale à la procréation, et par conséquent à l'exercice de la parentalité. Séverine Gojard souligne que les mères atteintes d'une déficience visuelle sont souvent soupçonnées d'incompétence maternelle à cause de leur handicap, alors que leurs difficultés concrètes se rapportent davantage à la difficulté d'être mère tout court. Le dispositif d'accueil spécialisé, dans le cadre duquel s'est déroulée l'enquête, répond au contraire à la nécessité d'accompagner les mères dans la construction de cette compétence qui semble entravée là encore par le regard d'autrui. Le refus de confirmer la capacité procréatrice de ces mères se fait sentir dès l'annonce de la grossesse et risque d'opérer comme une *self-fulfilling prophecy* sur le plan de la parentalité en l'absence d'un soutien bienveillant.

La maternité en situation de handicap mental représente un véritable point aveugle à la fois dans la société et les sciences sociales. Ce cas de figure, analysé par Christine Gruson, révèle à l'extrême le paradoxe entre le droit désormais exprimé à la maternité et le devoir d'être une mère parfaite. Alors que l'on pourrait supposer que ce droit soit assorti d'un accompagnement de choix, la mère handicapée mentale est sommée d'assumer toute la responsabilité de sa maternité. Ici, maternité rime plus que jamais avec «affaire privée» (Knibiehler 2001), alors qu'elle engage en réalité l'ensemble de la société. Là encore, tout se passe comme si le fait que cette dernière contrôle la capacité reproductrice des femmes suffisait à lui-même de garantir le succès de la relation mère-enfant. Le cas échéant, il revient à la femme, dès lors qu'elle est mère, de s'arranger quasiment dans la clandestinité, sans qu'il ne soit jamais question du rôle du père. Se peut-il que la capacité procréatrice des hommes, et donc la compétence paternelle, soit dispensée d'une confirmation sociale du fait qu'un enfant ne se développe pas dans l'intimité de leur chair? A moins qu'elle ne passe, tel un effet secondaire, par la grossesse des femmes, comme semble le confirmer l'étude de Fernanda Bittencourt Ribeiro. Dans son analyse d'un service d'accueil de familles «monoparentales en difficulté», l'auteure s'intéresse aux femmes qui arrivent enceintes dans cette structure singulière, ou qui tombent

enceintes pendant ou peu après leur séjour. Ici, le constat de l'incompétence maternelle de ces femmes va de pair avec la non-reconnaissance de leur capacité procréatrice, de sorte que les professionnel·le·s s'étonnent non seulement de ces grossesses, mais les vivent comme un échec. Pour ces femmes, au contraire, la restauration de leur fonction maternelle se traduit en une nouvelle grossesse, soulignant là encore l'impossible dissociation entre les dimensions biologiques et sociales de la maternité dans sa double acception de «faire des enfants», physiquement et socialement. Dans cette perspective, par ailleurs, le joli titre de «limbes de la parentalité» prend une signification supplémentaire en ce sens que la dissociation ne peut-être que provisoire.

Julia Pauli s'interroge dans sa contribution sur les grossesses adultérines en contexte de migration internationale au Mexique. La reproduction est doublement cruciale au sein d'une société en crise où même les hommes ont un certain intérêt à s'arranger avec ces grossesses hors de l'ordinaire s'ils veulent s'assurer une progéniture. L'auteure étudie plus précisément les liens entre l'autonomie féminine sur le plan social et économique et son autonomie sur le plan reproductif. Elle montre que celle-ci dépend de la première et non l'inverse, de sorte que le vécu, voire le déroulement même de la grossesse est grandement influencé par la situation sociale de la femme enceinte. Dans ce contexte, elle confirme parfaitement que la capacité procréatrice féminine n'existe pas indépendamment de la société et ne peut donc *sui generis* contribuer à sa dynamique ou à un changement du statut des femmes.

Enfin, la contribution de Deborah Blizzard complète utilement le dossier, car elle aborde la question de la grossesse pathologique où l'un des jumeaux malformé compromet la vie du jumeau sain et dont la vie doit de ce fait être supprimée *in utero*. Alors que l'on pourrait supposer que le premier puisse être objectivé comme un tissu non-viable et le second, à l'inverse, pleinement subjectivé, l'auteure constate que les mères, mais aussi l'entourage familial et médical ainsi que l'ethnologue elle-même, oscille en permanence entre objectivation et subjectivation. On ne saurait mieux démontrer l'impossible dualisation entre la dimension corporelle et la dimension symbolique au moment de la création d'un être humain. Les implications de ce constat théorique sur l'analyse du processus global de la procréation restent à explorer. Les textes ici rassemblés permettent d'en entrevoir quelques-unes, sans jamais déconstruire explicitement la maternité: peut-être avons nous aussi du mal à l'interroger, parce que nous sommes nous-mêmes nés de cette zone d'ombre où s'est joué le début de notre propre humanité.

BIBLIOGRAPHIE

ALLARD Olivier

2006. «La parenté en substance. La *Critique* de Schneider et ses effets». *L'Homme* 177-178: 437-466.

BARTOLI Lise

1998. *Venir au monde. Les rites de l'enfantement sur les cinq continents*. Paris: Plon.

BOLTANSKI Luc

2004. *La condition fœtale. Une sociologie de l'engendrement et de l'avortement*. Paris: Gallimard.

BONNET Doris

1988. *Corps biologique, corps social*. Paris: Editions de l'ORSTOM.

CARSTEN Janet

2000. *Cultures of Relatedness. New Approaches to the Study of Kinship*. Cambridge: Cambridge University Press.

DAVID-FLOYD Robbie, SARGENT Carolyn (eds)

1997. *Childbirth and Authoritative Knowledge. Cross-Cultural Perspectives*. Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press.

DELAISI DE PARSEVAL Geneviève

2004 (1981). *La part du père*. Paris: Seuil.

DELAISI DE PARSEVAL Geneviève, LALLEMAND Suzanne

2001 (1980). *L'art d'accommoder les bébés*. Paris: Odile Jacob.

DESCOLA Philippe

2005. *Par delà Nature et Culture*. Paris: Gallimard.

DUDEN Barbara

2002. «Zwischen «wahrem Wissen» und Prophetie: Konzeptionen des Ungeborenen», in: Barbara DUDEN, Jürgen SCHLUMBOHM, Patrice VEIT (Hg.), *Geschichte des Ungeborenen. Zur Erfahrungs- und Wissenschaftsgeschichte der Schwangerschaft, 17.-20. Jahrhundert*, p. 11-48. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

ERNY Pierre

1988. *Les premiers pas dans la vie de l'enfant de l'Afrique Noire*. Paris: L'Harmattan.

FASSIN Eric

2002. «La nature de la maternité. Pour une anthropologie de la reproduction». *Journal des anthropologues* 88-89: 103-122.

FRANKLIN Sarah

1997. *Embodied Progress. A Cultural Account of Assisted Conception*. London/New York: Routledge.

GINSBURG Faye D., RAPP Rayna

1991. «Politics of reproduction». *Annual Review of Anthropology* 20: 311-340.

GODELIER Maurice

2004. *Métamorphoses de la parenté*. Paris: Fayard.

GOYAUX Nathalie

1998. «Conjurer la mort: surveiller la grossesse, protéger l'enfant à naître», in: Catherine LEGRAND-SÉBILLE, Marie-France MOREL et Françoise ZONABEND (éds), *Le fœtus, le nourrisson et la mort*, p. 127-141. Paris: L'Harmattan.

GUERNALEC-LEVY Gaëlle

2007. *Je ne suis pas enceinte. Enquête sur le déni de grossesse*. Paris: Stock.

HAUSER-SCHÄUBLIN Brigitta, KALITZKUS Vera, PETERSON Imme, SCHRÖDER Iris

2001. *Der geteilte Leib. Die kulturelle Dimension von Organtransplantation und Reproduktionsmedizin in Deutschland*. Frankfurt: Campus.

HÉRITIER Françoise

1996. *Masculin/féminin. La pensée de la différence*. Paris: Odile Jacob.

2002. *Masculin/féminin II. Dissoudre la hiérarchie*. Paris: Odile Jacob.

HÖRST Viola, SCHUSTER Sylvie (eds)

2006. *Reproductive Disruptions: Perspectives on African Contexts*. *Curare* 29(1).

HUGON Anne

2005. «L'historiographie de la maternité en Afrique subsaharienne». *CLIO: histoire, femmes et sociétés* 21: 212-229.

DOSSIER

- IACUB Marcella
2004. *L'Empire du ventre. Pour une autre histoire de la maternité*. Paris: Fayard.
- INHORN Marcia
2003. *Local Babies, Global Science: Gender, Religion and In-Vitro Fertilization*. London: Routledge.
- JORDAN Brigitte
1993 (1978). *Birth in Four Cultures: A Cross-Cultural Investigation of Childbirth in Yucatan, Holland, Sweden and the United States*. Long Grove: Waveland Press.
- JOURNAL DES AFRICANISTES
1981. L'enfance en milieu traditionnel en Afrique. *Journal des Africanistes* 51.
- KAHN Susan Martha
2000. *Reproducing Jews: A Cultural Account of Assisted Conception in Israel*. Durham: Duke University Press.
- KNIBIEHLER Yvonne
2001. *Maternité, affaire privée, affaire publique*. Paris: Bayard.
- LALLEMAND Suzanne, JOURNET Odile (éds)
1991. *Grossesse et petite enfance en Afrique et à Madagascar*. Paris: L'Harmattan.
- LEGRAND-SÉBILLE Catherine
1999. *Un lieu d'asile et d'abandon. Ethnologie d'une maison maternelle, en France, 1928-1985*. Paris: Ecole des hautes études en sciences sociales (Thèse de doctorat).
- LEGRAND-SÉBILLE Catherine, MOREL Marie-France, ZONABEND Françoise
1998. *Le fœtus, le nourrisson et la mort*. Paris: L'Harmattan.
- MATHIEU Nicole-Claude
1991 (1977). «Paternité biologique, maternité sociale. De l'avortement et de l'infanticide comme signes non reconnus du caractère culturel de la maternité», in: *L'anatomie politique. Catégorisations et idéologies du sexe*, p. 63-73. Paris: Côté-femmes.
- O'REILLY Andrea, PORTER Marie, SHORT Patricia
2005. *Motherhood. Power & Oppression*. Toronto: Women's Press.
- ROTH ALLEN Denise
2004. *Managing Motherhood, Managing Risk. Fertility and Danger in West Central Tanzania*. Ann Arbor: Michigan University Press.
- SARGENT Carolyn
1989. *Maternity, Medicine and Power. Reproductive Decisions in Urban Benin*. Berkeley: University of California Press.
- SCHNEIDER David
1984. *A Critique of the Study of Kinship*. Ann Arbor: University of Michigan Press.
- STRATHERN Marilyn
1992. *After Nature. English Kinship in the Late Twentieth Century*. Cambridge: Cambridge University Press.
- TABET Paola
1985. «Fertilité naturelle, reproduction forcée», in: Nicole-Claude MATHIEU (éd.), *L'Arraînement des femmes. Essais en anthropologie des sexes*, p. 61-146. Paris: Editions de l'EHESS (Cahiers de l'Homme).
- THÉBAUD Françoise
2005. «Editorial». *CLIO: histoire, femmes et sociétés* 21: 9-16.
- TREPAYNE Soraya
2001. «Introduction», in: Soraya TREPAYNE (ed.), *Managing Reproductive Life*, p. 1-24. New York/Oxford: Berghahn Books.
- WALENTOWITZ Saskia
2004. «L'enfant qui n'a pas atteint son lieu. Les soins aux prématurés chez les Touaregs de l'Azawagh». *L'autre: cliniques, cultures et sociétés* 5(2 [Bébés étranges, bébés sublimes]): 227-242.
- WEINER Annette
1995. «Reassessing reproduction in social theory», in: Faye D. GINSBURG, Rayna RAPP (eds), *Conceiving the New World Order. The Global Politics of Reproduction*, p. 407-424. Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press.
- ZONABEND Françoise
1998. «La mort: le chagrin, le deuil», in: Catherine LEGRAND-SÉBILLE, Marie-France MOREL, Françoise ZONABEND (éds), *Le fœtus, le nourrisson et la mort*, p. 27-38. Paris: L'Harmattan.
- ZONABEND Françoise (éd.)
1996. Naître en marge [Dossier]. *Gradhiva* 19.